

(Nachdruck verboten.)

45)

Andreas Vöft.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Sylvester ließ seine Blicke suchend über die Gäste gleiten. „Jetzt!“ dachte er, so oft die Türe geöffnet wurde. „Nein. Wieder nicht.“ Seine Hoffnung sank.

Vermutlich würden sie nicht kommen. Vermutlich hatte Madame Spörner erfahren, daß Leute erscheinen würden, welche sie schon einmal hatte zurechtweisen müssen.

Und da hatte Madame Spörner gewiß erklärt, es sei unpassend, diese Unterhaltung zu besuchen.

Die tiefe Bassstimme Gufnagels weckte ihn aus seinen düstern Gedanken.

„Mang, glaubst Du nicht, es wäre allmählich Zeit, mit dem Engagieren zu beginnen?“

Sylvester blickte den Freund verständnislos an.

Was bedeutete diese Sache für ihn? Was bedeutete der ganze Ball für ihn?

Er antwortete irgend etwas und sah nach der Türe, die sich soeben wieder aufthat.

Da!

Die majestätische Gestalt der Frau Sophie Spörner erschien. Ihr Seidengewand rauschte so lebhaft, wie sich das ein echter und gediegener Stoff erlauben darf.

Dann kam eine junge Dame in Weiß, deren Augen ein wenig forschend im Saale herumwanderten und lustig blickten, als sie auf Sylvester fielen.

Und dann kam im Bratenrode der gutmütige Papa. Es war nicht mehr anzuzweifeln, die Firma war anwesend.

Sylvester überlegte. Sollte er hinein und die Eltern begrüßen?

Merkle hatte dies vorgeschrieben; aber seine Lehre war für geübte Truppen berechnet, nicht für Jünglinge, denen Ehrfurcht die Kehlen zuschnürt.

Sylvester sagte sich, daß er auf Schratt warten müsse.

In drei Minuten war es acht Uhr, und er hatte versprochen, pünktlich zu sein.

Wieder sagte die Bassstimme neben Mang:

„Jetzt sollten wir zum Engagement schreiten!“

Zum Glück für Sylvester war der zweite Vorstand des Vereins, Herr Theodor Schmelzle, ein Jurist und erklärte, daß der Wortlaut des Programmes maßgebend sei. Hiernach beginne der Ball punkt acht Uhr, das Engagieren bilde aber einen Bestandteil des Balles, und ergo treffe auch hierfür die Zeitbestimmung zu.

Ob das richtig war oder nicht, jedenfalls dauerte die Interpretation so lange, daß in der Zwischenzeit der ungeduldig erwartete Schratt auftauchte.

Sylvester begrüßte ihn stürmisch. „Ich habe schon geglaubt, Sie kommen zu spät. Das Engagieren kann nicht mehr verschoben werden!“

„So? Na, einen Platz werde ich noch kriegen. Ist die angesehenere Bürgerfamilie bereits anwesend?“

„Ja.“

„Die wollen wir aufsuchen.“

Schratt ging auf die Familie Spörner zu mit einem Nute, der Sylvester Bewunderung einflößte.

Er fand freundlichen Willkommen. Und Frau Spörner sagte mit sichtlichem Vergnügen: „Der Herr Assessor! An Sie hätte ich wirklich nicht gedacht.“

„Das klingt beinahe wie ein Vorwurf und tut mir in der Seele weh. Aber erlauben Sie, daß ich Ihnen einen jungen Freund vorstelle? Herr Studiosus Mang.“

„Ja, der Herr Mang! Wie geht's Ihnen denn? Und warum sieht man Ihnen denn gar nimmer?“

Papa Spörner hatte ein schlechtes Gedächtnis, und er verstand es nie, seine Gefühle zu meistern, zu temperieren und zu dirigieren.

Er schüttelte Sylvester so herzlich die Hand, als hätte man ihm niemals angeraten, vorsichtig zu sein, und er brachte es fertig, diesen jungen Mann ganz ehrlich zu fragen, warum er so plötzlich seine Besuche unterlassen habe.

Vielleicht zog er sich durch dieses Benehmen gerechten

Ladel zu; vorerst aber verscheuchte er damit alle Verlegenheiten. Madame Sophie war gütig, Traudchen war fröhlich, und in Sylvester erwachte eine seltsame Kühnheit.

Als man das Zeichen zur Polonäse gab, bot er den jungen Mädchen furchtlos seinen Arm an und führte es sicher und männlich durch die Reihen der Gäste, daß sich der Kandidat Gufnagel höchlich darüber wunderte.

Denn er selbst war erst nach manchen Fährlichkeiten vor Merkle an die führende Stelle gebracht worden. An seinen Armen hing der eine von den rosafarbenen Engeln und reichte ihm kaum zum zweiten Knopfe seiner Weste.

Anfänglich hatte das Mädchen versucht, ein Gespräch zu führen, aber seine Stimme drang nur schwach zu dieser Höhe hinauf. Und seine Mitteilungen klangen wehmütig und trostlos.

Gufnagel hörte zuerst darauf und beugte seinen Oberkörper vor, als blicke er in einen Brunnen, aus dessen Tief jemand um Hilfe schrie.

Er schickte seine Stimme herunter zu dem armen Wesen und sagte ihm, daß der Boden glatt sei und daß man sich vor dem Fallen hüten müsse.

Nach diesen Warnungen schwieg er.

Das Mädchen konnte nicht leugnen, daß sie berechtigt waren, denn als die Polonäse begann und Gufnagel mit seinen langen Beinen weite Spuren setzte und das Mädchen atemlos neben ihm herlief und den Arm immer höher strecken mußte, um den letzten Takt nicht zu verlieren, da hatte es oftmals die Füße in der Luft und dankte jedesmal dem lieben Gott, wenn es wieder festen Boden gewann.

Aber was bedeutete das gegen die Schrecknisse des Walzers? Gegen die Gefahren, als jetzt Gufnagel um die Jungfrau herumspang?

Als seine Beine sich gebärdeten, als wären sie ganz für sich allein wahnsinnig geworden, während der Oberkörper immer steifer wurde?

Als seine Stiefel die wütendsten Angriffe gegen ihre kleinen Ballschuhe machten, auf sie losstraten, wo sie sich nur blicken ließen?

Was blieb ihr übrig, als angstvoll auf den Boden zu stieren und ihre Füßchen vor diesen rasenden Ungeheuern zu retten?

Sie konnte nicht fliehen, denn zwei derbe Hände hielten sie fest, sie konnte nicht schreien, denn die Musik verschlang ihre Stimme.

Sie konnte nichts tun, als dulden und durch verzweifelte Sprünge ihre Beben in Sicherheit bringen. Endlich war der Tanz zu Ende. Die feindlichen Beine machten noch einige Zuckungen und kamen langsam zur Ruhe.

Und dann führte Gufnagel das zitternde Mädchen zu seiner Mutter und verbeugte sich vor ihm und lächelte ihm zu und sagte, er würde hoffentlich noch einmal die Ehre haben.

Sylvester war glücklich. Aber das Glück machte ihn nicht gesprächig; er ging schweigend neben seiner Tänzerin und freute sich, ihre kleine Hand auf seinem Arme zu fühlen.

Einmal fanden sich ihre Augen, da wurden die zwei jungen Menschen rot.

Und nach einer Weile sagte Sylvester:

„Ich habe Sie seit dem Abend nur zweimal gesehen.“

Traudchen lächelte.

„Das letztemal auf dem Maximiliansplatz.“

„Ja, ich wollte mir erlauben, Sie anzusprechen und mich nach Ihrem Befinden erkundigen.“

„Warum haben Sie es nicht getan?“

„Ich war nicht allein, und Sie waren in Gesellschaft.“

„Meine Freundin, die Käthl Hauck. Sie ist heute auch da; Sie müssen mit ihr tanzen.“

„Gerne.“

„Können Sie jetzt tanzen? Sie haben mir früher erzählt, daß Sie nie dazu kamen.“

„Ich habe es jetzt gelernt.“

„Mama war, glaube ich, überrascht, daß Sie auf dem Ball sind.“

„Sie auch?“

Traudchen errötete leicht, und dann lachte sie fröhlich.

„Ich habe gewußt, daß Sie kommen.“

„Wer hat es Ihnen gesagt?“

„Die Käthel Saud, und die hat es von Herrn Gufnagel gehört oder von seiner Schwester. Das ist das ganze Geheimnis. Aber jetzt kommt der Walzer.“

Schwester machte sein Kompliment nach der Vorschrift des Herrn Merkle und nahm das frische Mädel um die Mitte. Und schwenkte es tapfer im Reigen.

Nach dem Tanze führte er Traudel zu den Eltern, plauderte mit ihnen, ließ sich dem Fräulein Saud vorstellen und benahm sich mit einer so fröhlichen Sicherheit, daß der alte Schrott ihn vergnügt betrachtete.

Auch Madame Sporer sah ihn prüfend an. Dieser junge Mann hatte sich verändert; nicht zu seinem Nachtheil, das mußte sie gestehen, aber sein Wesen bestärkte sie in einer Vermutung.

Manche flüchtige Bemerkung des alten Schrott war ihr aufgefallen; sie hatte nicht bloß das warme Interesse für Sylvester herausgehört, auch eine bestimmte Absicht.

Es war so, als wollte er andeuten, daß ein Kandidat der Theologie nicht immer Pfarrer werde. Die Bemerkungen waren in scherzhaftem Tone gemacht, so nebenbei und unaufrichtig.

Aber Madame Sporer hatte gute Ohren.

Michael Sporer nicht. Michael Sporer war ahnungslos und schwor, daß keine Klatscherei von bissigen alten Jungfern ihn abhalten könne, brave musikalische Jünglinge zu bewirten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

82)

Tag für Tag sehe ich in der Ferne die Schneeberge vor mir und dieses erhabene, glückliche Weib. Dieses einzig mögliche Glück in dieser Welt ist nicht für mich, dieses Weib ist nicht für mich. Das Entschuldigste und das Süßeste in meiner Lage ist, daß ich fühle, daß ich sie begreife, sie aber mich nie begreifen wird. Nie begreifen wird; nicht etwa, weil sie unter mir stünde — im Gegenteil, sie darf mich nicht begreifen, sie ist glücklich; sie ist wie die Natur, ewig gleich und friedlich. Sie ruht in sich selbst. Und ich verkrüppeltes, schwaches Geschöpf, ich will, daß sie meine Mißgestalt und meine Qualen begreife. Nächste hindurch habe ich nicht geschlafen, habe ich ohne Zweck und Ziel unter ihrem Fenster verbracht und habe mir keine Rechenschaft über das gegeben, was mit mir voraebt. Am achtzehnten machte unsere Kotte einen Ausfall. Ich verbrachte drei Tage fern vom Standort. Mir ward traurig zu Mute. Alles war mir gleichgültig. Der Gesang, das Kartenspiel, die Gelage, die Gespräche über die Auszeichnungen im Felde — alles war mir im Felde widerwärtiger als sonst. Heute bin ich nach Hause zurückgekehrt, habe sie, mein Häuschen, Onkel Jeroschka, die Schneeberge von meiner Treppe aus gesehen, und ein so mächtiges, neues Gefühl der Freude hat mich ergriffen, daß mir alles klar wurde. Ich liebe dieses Weib mit der wahren Liebe, das erste und einzige Mal in meinem Leben. Ich weiß, was mit mir vorgeht. . . . Ich fürchte nicht, mich durch mein Gefühl zu erniedrigen, ich schäme mich meiner Liebe nicht — ich bin stolz auf sie. . . . Ich bin nicht schuld daran, daß ich liebe. Es ist gegen meinen Willen geschehen. Ich habe Rettung gesucht vor meiner Liebe in der Selbstverleugnung. Ich hatte mir eingebildet, ich könnte mich an der Liebe des Kosaken Lufaschka zu Mariana erfreuen, und habe nur meine Liebe und Eifersucht angefaßt. Das ist nicht die ideale, die sogenannte erhabene Liebe, die ich dereinst empfunden habe; nicht das Gefühl der Vereinigung, bei dem man seine eigene Liebe liebt, in sich selbst die Quelle seines Gefühls fühlt und alles selbst tut. Auch das habe ich erfahren. Es ist noch weniger der Wunsch nach Günst: es ist etwas anderes. Vielleicht liebe ich in ihr die Natur; die Verkörperung alles Schönen in der Natur; aber ich habe nicht meinen eigenen Willen; ich bin das Werkzeug für die Liebe einer elementaren Kraft der ganzen Gotteswelt, die ganze Natur preßt diese Liebe in meine Seele und spricht: liebe. Ach liebe sie nicht nicht mit dem Verstande, nicht mit der Einbildungskraft, sondern mit meinem ganzen Sein. In dem ich sie liebe, fühle ich mich als einen untrennbaren Teil der ganzen glücklichen Gotteswelt. Ich habe vorhin von meinen neuen Ueberzeugungen gesprochen, die ich aus meinem einsamen Leben davongetragen habe; aber niemand kann wissen, wie mühsam ich sie mir errungen habe, mit welcher Freude ich mir bewußt wurde und den neuen, offen vor mir liegenden Lebensweg erblickte. Köstlicheres als diese Ueberzeugungen habe ich nie in meiner Brust getragen. . . . und dann. . . . kam die Liebe, und sie waren dahin, dahin auch der Samen um fiel. Ja, es wird mir sogar schwer, zu begreifen, daß eine so einseitige, kühle, verstandesmäßige Anschauung mir so teuer sein konnte. Die Schönheit kam, und all die heiße, innere Lebensarbeit zerfiel in Staub. Und ich empfinde keinen Schmerz um das Entschwundenen! Selbstverleugnung — Torheit ist alles, Unnatur. Nur Dünkel,

Flucht vor verdientem Unglück, Rettung vor dem Reid auf fremdes Glück. Für die Nebenmenschen leben, Gutes tun. . . wozu? — wenn in meiner Seele nur ein Gefühl lebt, die Liebe zu mir selbst, und der eine Wunsch, sie zu lieben und mit ihr ihr Leben zu leben. Nicht für andere, nicht für Lufaschka begehre ich dieses Glück. Ich liebe jetzt diese anderen nicht mehr. Damals hätte ich mir gesagt, das ist schlecht. Ich hätte mich gequält mit Fragen: Was wird aus ihr, aus mir, aus Lufaschka? Jetzt ist mir alles gleich. Ich lebe nicht durch mich selbst. Mich leitet eine Kraft, die stärker ist als ich. Ich quäle mich; aber damals war ich tot, jetzt erst lebe ich. Heute noch will ich zu ihnen hin und ihr alles saen.“

84.

Nachdem Olenin diesen Brief geschrieben hatte, ging er in später Abendstunde zu seinen Wirtsleuten. Die Alte saß auf der Ofenbank und spann Seide. Mariana nähte mit unbedecktem Kopfe bei einem Licht. Als sie Olenin erblickte, sprang sie auf, nahm ihr Tuch und ging auf den Ofen zu.

„Weibe doch bei uns sitzen, Marianuschka, sagte die Mutter.

„Nein, ich bin barhaupt. — Und sie spang auf den Ofen.

Olenin konnte nur ihr Knie und das herabhängende wohlgeformte Bein sehen. Er pflegte die Alte mit Tee zu bewirten. Die Alte bewirtete den Gast mit Rahm, den Mariana holen mußte. Nachdem Mariana den Teller auf den Tisch gestellt hatte, sprang sie wieder auf den Ofen, und Olenin fühlte nur ihren Blick. Sie unterhielt sich über die Wirtschaft. Mutter Mitka war ganz aus Rand und Band, und es überkam sie eine Verzückung der Gastfreundschaft. Sie brachte Olenin eingelegte Trauben, Weinbeeren und den besten Wein und bewirtete ihn mit der eigentümlichen herben und stolzen Gastfreundschaft des Volkes, die man nur bei Menschen antrefft, die durch körperliche Arbeit ihr Brot verdienen. Die Alte, die anfangs Olenin durch ihre Grobheit so abgestoßen hatte, rührte ihn jetzt oftmals durch ihre schlichte Zärtlichkeit in dem Verhältnis zu ihrer Tochter.

„Ja, man darf Gott nicht erzürnen, Väterchen! Wir haben alles, Gott sei Dank! Wein haben wir, Eingesalzenes. Wir verkaufen drei Faß Wein und behalten noch für uns zum Trinken. Weibe Du noch bei uns; gehe nicht fort. Wir wollen noch die Hochzeit zusammen feiern.“

Und wann ist die Hochzeit? fragte Olenin und fühlte, wie ihm plötzlich alles Blut ins Gesicht stieg und das Herz lebhaft und qualvoll pochte.

Hinter dem Ofen regte es sich und ließ sich das Klauen von Kerzen vernehmen.

„Ich meine, man müßte sie in der kommenden Woche feiern. Wir sind fertig, antwortete die Alte, einfach, ruhig, als wäre Olenin nicht anwesend oder gar nicht vorhanden. — Ich habe für Marianuschka alles vorgefertigt und vorbereitet. Wir geben sie gut fort. Etwas nur ist nicht ganz, wie es sein soll: unser Lufaschka ist gar zu ausgelassen geworden. Er läßt sich ganz gehen. Treibt es bunt! Jüngst war ein Kosak von der Kompagnie hier und erzählte, er sei zu den Rogaiern geritten.“

Wenn ihm nur kein Unglück geschieht, sagte Olenin.

„Ich sage zu ihm: Du, Lufaschka, treibst nicht so arg. Aber er ist ein junger Mensch, und die Jugend prahlt gern. Alles hat doch seine Zeit. Nun, er hat Beute gemacht und einen Abreken getötet. Er ist ein tapferer Bursche! Nun könnte er doch ruhig leben. Da wird es aber gerade ganz schlimm.“

„Ja, ich habe ihn zweimal im Felde gesehen. Er geht beständig. Auch sein Roß hat er verkauft, sagte Olenin und warf einen Blick auf den Ofen.“

„Große schwarze Augen funkelten ihm streng und unfreundlich zu. Er schämte sich seiner Worte.“

„Was ist dabei! Er tut niemandem was Böses, sagte plötzlich Mariana. Er vertrinkt sein eigenes Geld. Sie ließ die Füße vom Ofen herab, sprang herunter, ging hinaus und schlug die Tür heftig hinter sich zu.“

Olenin folgte ihr mit den Augen, so lange sie noch in der Stube war; dann sah er nach der Tür, horchte auf und verstand nichts von dem, was die Mutter Mitka erzählte. Nach einigen Minuten traten Gäste ein: ein alter Mann, Mutter Mitkas Bruder mit Onkel Jeroschka, und unmittelbar nach ihnen Mariana mit Ustjenka.

„Geht es gut? fragte Ustjenka mit piepsender Stimme. Immer wohl! wandte sich Ustjenka zu Olenin.“

„Ja, immer wohl! antwortete er, und es überkam ihn Scham und Unbehagen.“

„Er wollte gehen, aber er konnte nicht. Dazubleiben und kein Wort zu sprechen, schien ihm auch nicht recht. Der Alte kam ihm zu Hilfe: er reichte ihm Wein zu, und sie tranken. Olenin trank mit Jeroschka, dann auch mit den anderen Kosaken, dann wieder mit Jeroschka. Und je mehr Olenin trank, desto schwerer wurde es ihm ums Herz. Die Alte aber wurde lustig. Die beiden Mädchen hatten sich auf den Ofen gesetzt, schauten ihnen zu und tuschelten miteinander. Die Männer aber tranken bis zum Abend. Olenin sprach kein Wort und trank mehr als alle anderen. Die Kosaken wurden lärmend, die Alte jagte sie hinaus und gab ihnen kein Wort mehr. Die Mädchen machten sich über Onkel Jeroschka lustig, und es war schon zehn Uhr, als sie alle auf die Treppe hinaustraten. Die Alten luden sich selbst zu Olenin ein, um die Nacht hindurch zu zechen. Ustjenka lief nach Hause, Jeroschka begleitete

den Kofalen zu Banjuscha. Die Alte ging in die Kammer, um aufzuräumen, Olenin fühlte sich frisch und munter, als wäre er eben vom Schlafe erwacht. Er hatte alles beobachtet, hatte die Alte vorausgehen lassen und kehrte in das Zimmer zurück. Mariana wollte eben schlafen gehen. Er trat zu ihr und wollte ihr etwas sagen; aber die Stimme versagte ihm. Sie setzte sich auf das Bett, zog die Beine an sich, rüdtel von ihm fort bis in die äußerste Ecke und sah ihn mit erschrockenem, wildem Blicke schweigend an. Sie hatte offenbar Furcht vor ihm. Olenin fühlte das. Es tat ihm weh und er schämte sich. Gleichzeitig aber empfand er die stolze Freude, wenigstens dieses Gefühl in ihr zu erregen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ahnen des Pferdes.

(Schluß.)

Allerdings würde man sich dabei wohl auf keinen Fall denken dürfen, daß eine Tierart, die vom Rhein bis zur chinesischen Grenze reicht, sich dabei nicht schon mild in verschiedene Lokalvarietäten gespalten haben sollte. Sehen wir doch heute noch selbst auf der kleinen chinesischen Erde zwei solcher Przewalskivarianten einander ablösen. Wie die Onager, Kulans, Kiangs, Schiggelais bei den heutigen Wildeseln, so werden auch jene alten Przewalskier zahlreiche Sonderformen gebildet haben, die im Prinzip alle Przewalskier waren, aber doch in Einzelheiten voneinander abwichen. Und aus solchen verschiedenen Lokalrassen würden nun auch jene örtlich verschiedenen Parallelzählungen naturgemäß ihr Material haben entnehmen müssen. Das aber wieder erklärt uns, wie von Anfang an auch in die Rudrassen trotz der Anknüpfung an eine im wesentlichen gleiche Wildart lokale Verschiedenheiten hineingelommen sein mögen.

Seit längerer Zeit schon ist allen feinen Kennern unserer zahmen Pferderassen aufgefallen, daß darin ganz offenbar gewisse anatomische Gegensätze stecken. Man braucht das nicht zu übertreiben, indem man sechs, acht scharf geschiedene Skelettypen herausfindern will. Aber um bestimmte Gegensatzlichkeiten, die auf irgendein tiefes Entstehungsgeheimnis deuten, kommt man wirklich nicht herum.

Gerade in die höchste Vollendung, die unsere moderne Pferdegattung erreicht hat, spielt eine hinein. Seit alters ist in den nördlichen, mittleren, westlichen Teilen Europas ein anderer Schlag Pferde kultiviert worden als im Orient. Hier kloßschwere Tiere mit massigem Knochenbau und riesigen groben, meist wulstig gewölbten Nasen. Dort drüben ein feiner nervöser Schlag mit kürzerer grazilöser Nase, deren gerades Profil bei leichter Ausbühlung die schönste Linie erzeugt, auf festen und doch zierlichen Gliedmaßen. Zu ihrem Grundhabitus könnte man die beiden Formen definieren als den ewigen Karrengaul und das ewige Zugpferd, als das Pferd des gepetischen Phlegmas und das Pferd des mühsam gezügelten Feuers, als das unschöne brave Pferd der Arbeit und das Edeltroß, das dem Menschen fast ein ästhetischer Wert geworden ist, das Pferd als Arbeitsmuskel und das Pferd als Verb. Zwei Sorten Landschaft und an diese Landschaft angeschlossener Kultur scheinen in ihnen aufzutreten. Das eine gibt sich als das Pferd eines rauhen, fargen Landes, wo mit geringen Mitteln eine langsam sich emporblühende Kultur eine ungeheure gähe Arbeit widerwillig zu leisten hatte. Unwillkürlich stellt sich das Bild dar einer Regenlandschaft im Norden, wo ein solcher kloßiger Gaul sich besänftigt und leuchtend mit einem kloßschweren Lastwagen durch den nassen Rehm arbeitet, in dem die Räder jeden Augenblick versinken wollen. Bei jenem anderen ahnt man die freie Fläche unter glänzenden Sternen, lustige Zelte und in fliegenden Halbgewändern naekte leichte schnelle Reiter, die mit ihrem Tier förmlich jeelisch verwachsen sind, anstatt scheltend mit der Peitsche hinterher zu laufen; man ahnt das Schmuckpferd, das bewundert und gefeiert wird, dessen Name sich wie der eines Helden forterbt, das von den Dichtern des Volkes besungen wird.

Karrengaul und Araber! Ganz gewiß stecken in diesem Gegensatz wirklich geschichtliche Schicksale weit gesonderter Kulturzentren. Das o k z i d e n t a l i s c h e P e r d e, wie man die schwere dicknasige Sorte genannt hat, ist lange das entscheidende Bedürfnisprodukt eigeneuropäischer Kultur gewesen. Es war das Pferd der Normannen, das typische Heimatspferd der ganzen Nordseeküste, aber auch das Tiroler und Steiermärker Gebirgspferd, das altfranzösische wie das alpengaische Pferd. Vom Arbeitspferd des Bauern zum Kriegspferd gemacht, ist dieses kloßpferd das typische Ritterpferd geworden, auch als Reitpferd hier vor allem ein schweres Tragpferd, das den Mann mit der Rüstung schleppen konnte und gar selber noch einen Harnisch trug, wie eine Art künstliches Kultur-rhinoceros. Das ist das Kriegspferd, das die Sage zum ungeheueren Ross Bahard vergrößert, auf dessen einem Rücken alle vier Haimonskinder zugleich auf Abenteuer reiten; das Götterross Botans, dem man gern wieder je einen Fuß mehr angebichtet hätte, die äußerste Last zu tragen, indem die Phantasie unwillkürlich wieder zu den wirklichen alten Naturwegen der Nashörner zurücklenkte. Bis zu gewissem Grade lebt dieses alte Blut noch in all unseren kalten Schlägen, all unseren fortgesetzt auch von der modernen Arbeitskulturreiter weiter verlangten schweren Rießern und

Schleppern fort. Am reinsten ist es vielleicht heute noch im Tiroler und Steiermärker Pferde, in der Pinzgauer Rasse zu finden, dann in den schweren B l g i e r n, den Percherons, den nordschleswiger „Dänen“, endlich als altes Riesenblut auch in den Giganten der englischen Karrenpferde. Keine dieser lebenden Rassen ist ja heute mehr ohne Mischung, manche schon so, daß gerade das Gesicht nicht mehr stimmen will. Trotzdem ist der alte Einsatz zweifellos als das noch immer Ueberwiegende.

Umgekehrt steht in dem echt „orientalischen Pferde“, bei dem wir heute in seiner eigentlichen Heimat an den „Araber“ denken, dort das ursprüngliche Alt- und Stammkulturpferd der ganzen edlen orientalischen Kultur von Babylon an. Der Begriff des Arabers ist dabei geschichtlich viel zu eng, wie denn schließlich sogar heute die Edelstut dieses Typus keineswegs gerade aus Arabien stammen müssen. Auf den altassyrischen Wildwerken taucht schon ganz unverkennbar das schöne Pferd mit dem „trodenen Gesicht“ auf, eine so vornehme Rasse, daß man sagen kann, es sei der „Araber“ eigentlich damals und so früh schon in der ganzen Anlage dort fertig gewesen.

Als ein vornehmer, als ein Herrentier tritt das Pferd hier in die Geschichte im Gegensatz zu den Arbeitsrassen auch dieses Orients, dem Esel, dem Rinde, dem Kamel. Es führt zu den großen Ereignissen des Lebens: zum Fest, zur Jagd, in die Schlacht. Auch bei ihm ist offenbar in der Kulturzeit eine große Epoche vorausgegangen, wo das Reiten noch viel weniger seine Rolle spielte, sondern das Pferd ebenfalls den Wagen zog; aber es zog nicht die langsam ätzende Karre, sondern riß den schwebend leichten Zug- und Streitwagen mit. So erscheint es noch in der Kulturepoche, die in den homerischen Gesängen geschildert wird.

In Ländern, wo das Pferd nie selber gezähmt worden war, sondern von außen erst als Edelstut eingeführt wurde, wie es bestimmt im alten Ägypten der Fall gewesen ist, hat man noch verstärkt den Eindruck, daß es lange ein reines Zugstier war, eine Kostbarkeit der Könige und der Großen im Lande. Vielleicht liegt gerade in dieser ursprünglichen Kostbarkeit des Pferdes als orientalisches Edelstut der Grund auch der seltsamen Abneigung gegen das Essen von Pferdefleisch, die schon durch die ganze Antike von Ägypten her heraufkommt. Man liest wohl, das Pferdefleischverbot sei erst ein Erzeugnis des Christentums gewesen, das gegen heidnische Opfermahl vorgeht. Lokal mag das der Fall gewesen sein, aber es handelte sich dann um nordische Volksstämme, zu denen im Christentum überhaupt zum erstenmal die Welt des Mittelmeeres und der Orient gekommen ist. Die Abneigung gegen Pferdefleisch in dieser Welt ist aber selbst viel, viel älter als das ganze Christentum.

Soviel Wechsel der Kulturweise und Völker über den Orient seit jenen Tagen der assyrischen Pferdedarsteller hingegangen ist: diesen wunderbaren Schatz seines Edelstutes hat er sich nie mehr entreißen, nie vom Sandsturm der Geschichte verschütten lassen. In den ganzen drei Jahrtausenden bis heute ist offenbar fort und fort dort an dem höchsten Edelstuttypus der orientalischen Pferde noch weitergezüchtet, weitergefeilt worden, bis eben in das Ideal des heutigen Arabers hinein. Als die abendländische Kultur spät den engeren Orient von ihrer fernen Eigenentwicklung aus wieder „entdeckte“, da trat ihr dieses Ergebnis mehrtausendjähriger Liebe nicht als verpöhtes Trümmerstück abgegriffen und entwertet wie eine alte Münze, sondern inmitten von so viel anderem Verfall in geradezu strahlender Schönheit entgegen.

Es ist nun in hohem Grade interessant, daß sich noch jetzt verfolgen läßt, wie aller Wahrscheinlichkeit nach gerade in diese beiden extremsten Sonderzuchtungen, die mäßige alteuropäische und die edle orientalische, in beiden Fällen bereits ursprünglich verschiedene Sonderformen des benutzten Urwildpferdes selbst hineingearbeitet haben.

In der o k z i d e n t a l i s c h e n r a m s n a s i g e n P l u m p g a u l r a s s e steht ganz unzweifelhaft noch immer das Blut jener plumpen, langschädelligen und wulstnäsigen uralteuropäischen Wildpferde, deren Bild uns die prähistorischen Höhlenzeichnungen bewahrt haben. Mit absoluter Deutlichkeit schließen sich hier auch die diluvialen Knochenreste noch an die typischsten Rassenstelette von heute an.

Umgekehrt besteht aber an der extrem andersartigen Erde des alten orientalischen Edelstutes eine mindestens hohe Wahrscheinlichkeit, daß zu ihm schon von Beginn an ein zierlicherer wilder Przewalskier mit feinerem Profil und „trodenem Gesicht“ benutzt worden ist. Ich glaube dabei aber, daß auch die Zählung aus diesen beiden Urvarianten, der plumpen langschädelligen und der mit dem feineren Gesicht, nicht bloß auf ein enges Revier und eine einzige geschichtliche Tat beschränkt werden darf. Mindestens für die urorientalische Form kann ich mir die Dinge nicht anders denken, als daß sie außer in Babylon, wo sie speziell in die „arabische“ Edelstut übergegangen ist, auch noch an den verschiedensten anderen Orten sonst Ausgangspunkt von selbständigen Zählungen gewesen ist. Nicht echte Araber, aber wohl Kulturpferde von einem unverkennbaren Grundanfang des Schädelbaues und ganzen Habitus an die orientalische Rasse sind ganz offenbar schon seit alters auf einem ungeheueren Areal der alten Welt verbreitet gewesen. Sie gehen als alte Grundform durch die Rasse der östlichen europäischen Mittelmeerländer und des ganzen Riesengebietes vom Kaukasus bis Ungarn und nach Rußland hinauf. Sie beherrschen China und Indien und lassen sich bis in die ponthastischen Formen auf Java und im Japanischen verfolgen.

Kleines feuilleton.

Völkerrunde.

Neues über die Gauchos. Unter Gauchos versteht man kurzweg die Vertreter der ländlichen Bevölkerung der Pampas Südamerikas mit ihrem eigenartigen Typus, wie er sich aus der Mischung der eingeborenen Indianer mit den spanischen Eroberern im Verlauf von mehreren Jahrhunderten herausgebildet hat. Die Gauchos sind ein kräftiger, gut gewachsener, hübscher Menschenschlag von dunkler, bräunlicher, bis ins Gelbe spielender Hautfarbe, mit dunklen Augen und kohlschwarzem, kräftigem, langem Haar. Regelmäßige, nicht unsympathische Gesichtszüge, die stark an die kaukasische Rasse erinnern, findet man bei den Frauen, insbesondere sind die jungen Mädchen von auffallender Schönheit. Durchweg aber ist bei allen die indianische Abstammung unverkennbar, was sich leicht aus dem Umstand erklären läßt, daß erst lange, lange Zeit nach der Eroberung des Landes durch die Spanier die ersten europäischen Frauen zum Rio de la Plata gekommen sind.

Aus jener Mischrasse, der Arcolenbevölkerung oder Criollos, wie sich die Argentinier selbst mit Stolz gern zu nennen pflegen — und dabei eine gewisse Verachtung gegen den „Gringo“, den eingewanderten Fremden, hervorheben —, bildete sich allmählich ein rauberes, verwegenes Reitervolk heraus, das die gewaltigen Ebenen beherrschte, dort in der ungeheuren, endlosen Pampa seiner Zahl nach verschwindend, frei mit Lasso¹⁾ und Voleadoras²⁾ und Daga³⁾ auf der Jagd umherstreifte und in ausgedehntem Maße Viehzucht betrieb. Auf den mit herrlichem Graswuchs bestandenen Flächen hatten die von den Spaniern eingeführten Haustiere, wie Pferde, Rinder und Schafe günstige Lebensbedingungen gefunden und bei den außerordentlich zuträglichen Klima- und Bodenverhältnissen und der ungebundenen Freiheit sich in ungeahntem Maße vermehrt. Teilweise waren die Herden sogar verwildert. Die Bevölkerung des Landes war gering und infolgedessen auch der Konsum an Fleisch, so daß das Vieh nur wenig Wert hatte. Fleisch aber war auf dem Lande in Hülle und Fülle vorhanden; es war daher die Hauptnahrung für den Gaucho, der, an Entbehrungen gewöhnt, ähnlich den Wilden, das Bedürfnis regelmäßiger Mahlzeiten kaum zu kennen scheint. „Ich habe dies“, sagt der Forschungsreisende W. Ballentin in seinem soeben erschienenen Werke „Streifzüge durch Pampa und Cordillere Argentiniens“, „vielfach auf meinen Reisen dort im Lande beobachtet können und, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, kräftig mitmachen müssen. Wochenlang hat unsere Nahrung nur aus Fleisch, Guanaco, Straußen, Pferdefleisch und Paraguahtee bestanden, ohne jede Zutat von Brot, Mehl oder Gemüse, ohne jeden Tropfen von Alkohol. Da habe ich die wohlthätige Wirkung von Maté (Tee aus den Blättern einer Negart) kennen gelernt, die nervenanregend ist, nicht aber nervenerregend, wie z. B. die des Kaffees und Tees.“

Als dann im Laufe der Zeiten geregeltere Verhältnisse Platz griffen, als sich aus dem unermesslichen Gemeingut allmählich die großen Besitzungen, die Estancias der Mächtigen, der alten Gauchoführer, Caudillos, als Privateigentum abgrenzten, blieb dem gewöhnlichen Gaucho die Aussicht über die nach Tausenden zählenden Viehherden in den unendlich weiten, gewaltig sich dehnenenden Flächen. Dort war er allein Herr und Gebieter und sorgte für das Vieh des reichgewordenen Besitzers, so gut es eben ging. Mit der Verfeinerung der Viehzucht indessen, mit der durch den Verkehr und insbesondere durch den Ackerbau immer weiter vordringenden Kultur wurde dann der Gaucho mehr und mehr in entlegene, unwirtliche Gegenden geschoben.

Vielfach ist die Gauchobevölkerung heute schon seßhafter geworden als ehemals. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. Als Verwalter, Mayordomo, als Aufseher, Capataz, als Knecht, Peon, oder als Viehhirte verdingt sich der Gaucho heute gegen Lohn auf irgendeiner Estancia und lebt dort mit seiner Familie schlecht und recht; oder er hat sich ein kleines Besitztum erworben und treibt dort selbst Viehzucht; viele indessen ziehen umher, genießen die Gastfreundschaft ihrer Landesgenossen und helfen hier und da in der Wirtschaft gegen Bezahlung oder Verköstigung aus, solange es ihnen gefällt. Andere wieder leben nur von Spiel und Wettrennen. Mit ihren gut zugetriebenen Pferden reiten sie von einer Schenke zur anderen und werden dort nur zu oft zum Herberden derer, die sich als nicht berufsmäßige Spieler auf jenes unsichere Gebiet gewagt haben. Noch andere leben von der Jagd. In jenen weit entlegenen, gänzlich unbewohnten Gegenden der Pampa und Patagoniens jagen sie den Strauß, das Guanaco, den Puma usw. und tauschen die Federn und Felle dieser Tiere in der ersten besten Volische oder Pulperia (Schenke) gegen Tabak, Spirituosen, Pulver, Blei usw. ein.

¹⁾ Der Lasso ist eine aus zäher, weicher Haut kunstvoll gedrehte Leine in der Stärke eines Fingers und zirka 50 bis 80 Meter lang; sie läuft an einem Ende in eine Schlinge aus.

²⁾ Voleadoras = Kugelschleuder, die zu Jagdzwecken und zum Einfangen von Tieren benutzt wird.

³⁾ Daga = langes Dolchmesser.

Technisches.

Technik und Landwirtschaft. In einem Aufsatz über die erweiterte Anwendung des elektrischen Betriebes in der Landwirtschaft macht Kurt Krohne einige interessante Angaben über die Arbeitersparnis, die durch moderne landwirtschaftliche Maschinen erzielt wird. So sind z. B. zum Ausdreschen und verandfertigen Sackes von 1000 Kilogramm Getreide, wenn alle Arbeiten mit der Hand gemacht werden: 104 Leutestunden, wenn eine kleine Dreschmaschine mit Göpel und Reinigungsmaschine angewendet wird zirka 41 Leutestunden unter teilweiser Verwendung zweier Pferde erforderlich. Wenn jedoch ein elektrisch betriebener Dreschkasten, angetrieben von einem Opferdigen Elektromotor benutzt wird, verringert sich die Zahl der Leutestunden auf zirka 26 und sinkt bei Verwendung eines elektrisch betriebenen Mielendreschkastens mit Zerneinleger, Raff- und Kurzstrohbläser, Strohprelle und Elevator, angetrieben von einem Opferdigen Motor, auf nur 10,5 Leutestunden, also auf den zehnten Teil der bei Handarbeit erforderlichen Arbeitszeit.

Aber auch bei den nur von der Hand betriebenen Arbeiten bringt die Technik durch Verbesserung der Arbeitszeit der Landwirtschaft große Vorteile. Während z. B. die alte Heugabel 4 Kilogramm schwer war, wiegt eine neue Heugabel jetzt nur 2½ Kilogramm. Die alte Heugabel hatte ein unnützes Mehrgewicht von 1½ Kilogramm, das beim Arbeiten immer mit gehoben werden mußte. Es wird durch die neue leichte Form der Heugabel ein Arbeitsgewinn von nicht weniger als 43 Proz. erzielt. Technisch verhält es sich mit anderen Hebegegeräten, Mistforken, Stafforken usw., bei denen durch geringe Gewichte jetzt Arbeitsgewinne erzielt werden.

Wie weit bereits der Ersatz der menschlichen und tierischen Arbeitskraft durch die Maschine in der deutschen Landwirtschaft fortgeschritten ist, zeigen folgende Angaben. Während in der Periode von 1882 bis 1905 die Zahl der in der Landwirtschaft verwendeten Zugpferde und Ochsen nahezu konstant geblieben, die Zahl der beschäftigten Arbeiter sogar gesunken ist, wurden im Jahre 1905 3000 Dampfplüge gegen 836 im Jahre 1882 und 300 000 Kraftdreschmaschinen gegenüber zirka 75 000 verwendet.

Durch die immer wachsende Ausbreitung der elektrischen Zentralfen wird es dem Landwirt immer leichter gemacht, sich dieser bequemsten Energieform zum Antrieb seiner Maschinen zu bedienen. Von landwirtschaftlichen Maschinen können, ganz abgesehen von den Maschinen der eigentlichen Landindustrie, wie z. B. der Breitereien, Molkereien, Schneidmühlen usw., in erster Linie Maschinen, die den Hohertrag erhöhen sollen, durch Elektromotoren angetrieben werden. Dazu gehören z. B. die bereits erwähnten Dreschmaschinen, ferner Rübenheber, Kartoffelerntemaschinen, Mähmaschinen mit Selbstbinder, ferner Maschinen für die Bestellung des Aders, wie Getreideeinigungs- und Saatkübelmaschinen und elektrische Pflüge. Ferner können durch Elektromotoren eine Reihe von Maschinen angetrieben werden, die die Unkosten des landwirtschaftlichen Betriebes herabsetzen. Zu diesen Maschinen sind die verschiedenen Hebevorrichtungen und Entladevorrichtungen, Elevatoren usw. für Heu und Getreide, Transportrinnen, Feldbahnen und Binden zu zählen. Schließlich werden auch die Futterbereiungsmaschinen für die Viehzucht, wie Häckselmaschinen, Kartoffelquetschen, Wasserpumpen und dergleichen mehr mit Vorteil elektrisch angetrieben.

Die einzelnen elektrotechnischen Firmen haben der Verwendung des Elektromotors in der Landwirtschaft in rüstiger Erkenntnis der großen Abzahnmöglichkeit besonderes Interesse zugewendet und für diese Zwecke eine Reihe von Spezialkonstruktionen geschaffen, die die Verwendung von ortsfesten und besonders auch von beweglichen Motoren geschaffen. Sehr schwierig war das Problem des elektrischen Pfluges zu lösen. Aber auch dafür scheinen bereits eine Reihe von Konstruktionen sich praktisch bewährt zu haben. Das am meisten verbreitete und bis jetzt beste System ist das sogenannte Einmaschinenystem, das aus einem Bindenwagen, einem Ankerwagen und dem eigentlichen Pflug besteht. Dieser Pflug wird an einem Stahlseil von der auf dem Bindenwagen befindlichen elektrisch angetriebenen Winde zwischen Bindenwagen und Ankerwagen hin- und hergezogen. Außer diesem System gibt es noch verschiedene andere in der Entwicklung begriffene Systeme. Gar nicht bewährt haben sich die Ausführungen motorischer Pflüge, die am nächsten zu liegen schienen, nämlich der Automobilpflug, bei dem das Ackergerät den Motor selbst trägt, und der Gangpflug, bei dem eine Zugmaschine über das Feld läuft und das Ackergerät hinter sich herzieht.

Der Elektropflug soll auch den Dampfplügen gegenüber eine Reihe von Vorteilen aufweisen. Vor allem sollen bei seiner Verwendung die Pflugkosten am niedrigsten ausfallen. Dann soll er in noch größerem Maße als der Dampfplug die sogenannte Tiefkultur ermöglichen, wodurch eine Steigerung des Flächenertrages hervorgerufen wird. Auch kann der Elektropflug steile Pänge bearbeiten, die von Dampfplügen nur schwer, von Dampfplügen überhaupt nicht zu bearbeiten sind. Die Vorzüge des elektrischen Pflügens sind zum Teil erst nur durch theoretische Überlegungen begründet und bedürfen noch der Prüfung durch die Praxis. Es erscheint als unzuverlässig, daß schon heute unter gewissen Umständen solche Elektropfluganlagen von Vorteil sein können. Interessant ist die Tatsache, daß in Preußen die Provinz Posen bei der Verwendung von Dampfplügen an der Spitze steht; auch beim elektrischen Pflügen die Führung zu übernehmen scheint.

Sth.